

Thomas Chatterton Williams
Selbstporträt in Schwarz und Weiß

Schriftenreihe Band 10788

Thomas Chatterton Williams

Selbstporträt in Schwarz und Weiß

Unlearning Race

Aus dem Englischen übersetzt von
Dominik Fehrmann

Thomas Chatterton Williams, geboren 1981, ist Kulturkritiker und Autor. Er schreibt u.a. für das *New York Times Magazine*, *The New Yorker* und ist Kolumnist beim *Harper's Magazine*.

Titel der Originalausgabe:

»Self-Portrait in Black and White. Unlearning race«

© 2020 Thomas Chatterton Williams.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen trägt der Autor die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch unser weiteres Print- sowie unser Online- und Veranstaltungsangebot. Dort finden sich weiterführende, ergänzende wie kontroverse Standpunkte zum Thema dieser Publikation.

Bonn 2021

Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© Verlag Klaus Bittermann, Berlin 2021

Umschlaggestaltung: Michael Rechl, Kassel

Umschlagmotiv: © 2017 Sunyixun / MirageC via Getty Images

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7425-0788-4

www.bpb.de

»Man hatte sich an die Dinge zu halten, auf die es ankam. Auf den Toten kam es an, auf das neue Leben kam es an; aber Schwarz und Weiß: darauf kam es nicht an. Zu glauben, dass es darauf ankäme, hieße, in den eigenen Untergang einwilligen.«

James Baldwin, *Schwarz und Weiß*

»Warum Zeit damit vertun, ein Gewissen für etwas zu schaffen, was es nicht gibt? Denn, sehen Sie, Blut und Haut denken nicht!«

Ralph Ellison, *Der unsichtbare Mann*

Inhalt

Anmerkung des Autors – 9

Prolog – 11

TEIL 1

Der Blick von nah und fern – 49

TEIL 2

Heirat über Grenzen hinweg – 75

TEIL 3

Selbstporträt eines Ex-Schwarzen – 119

Epilog

Umriss einer anbrechenden Zeit – 169

Danksagungen – 177

Anmerkung des Autors

In diesem Buch bemühe ich mich, Ausdrücke wie »weiß«, »schwarz«, »*mixed-raced*«, »*biracial*«, »*Asian*«, »*Latino*«, »*monoracial*« (und ihre Synonyme) infrage zu stellen und zurückzuweisen. Dementsprechend habe ich sie oft in Anführungszeichen gesetzt. Um der Lesbarkeit willen habe ich aber auch unsere sprachlichen Konventionen der Beschreibung berücksichtigt und Menschen manchmal auf herkömmliche Weise bezeichnet. Wenn ich jene Ausdrücke ohne Anführungszeichen verwende – wenn ich zum Beispiel von einer schwarzen Mitschülerin oder einem weißen Polizisten rede –, dann deshalb, weil diese Menschen sich selbst so bezeichnen oder so bezeichnet werden. Es bedeutet nicht, dass ich diese Ausdrücke für hilfreich, zutreffend oder wahr hielt.

Außerdem habe ich die Namen und Beschreibungen bestimmter Personen geändert, die bei unseren Begegnungen nicht wissen konnten, dass sie es mit einem Memoienschreiber zu tun haben.¹

¹ Da das deutsche Wort »Rasse« eine deutlich negativere, weil stark biologische Konnotation hat und aus historischen Gründen andere Assoziationen weckt als das englische Wort »race«, wurde letzteres in der deutschen Übersetzung beibehalten, wenn es sich auf das spezifisch US-amerikanische Phänomen bezieht. Das gilt auch für die meisten von »race« abgeleiteten Ausdrücke. A.d.Ü.

Prolog

Im Oktober 2013, nach einem späten Abendessen mit amerikanischen Freunden, platzte die Fruchtblase meiner Frau. Leicht benommen vor Euphorie taten Valentine und ich, was wir seit Wochen geplant hatten, und weckten Steve, den Freund ihrer Schwester, der uns tapfer den weiten Weg von unserer Wohnung im 9. Arrondissement im Pariser Norden zur Entbindungsklinik am südlichen Stadtrand fuhr. Gegen zwei Uhr morgens hatten wir die Straßen praktisch für uns allein, und die Route, die Steve nahm, war atemberaubend: von unserer Wohnung den Hügel hinab, vorbei am Gold und grüspanigen Kupfer der Oper, durch den prachtvollen Innenhof des Louvre mit seinen Glaspysramiden und akkuraten Gärten, über die Seine, links aufragend Notre Dame und rechts das Grand Palais und der Eiffelturm, dann die belaubten Boulevards Saint-Germain und Raspail entlang, hinein nach Montparnasse und über die von der Leuchtreklame mehrerer Cafés erhellte Kreuzung, die man aus Hemingways *Ein Fest fürs Leben* kennt.

Ich bin mir der Schönheit oder auch nur der Besonderheit von Paris nicht ständig bewusst. Doch als ich die Stadt in jener Nacht am Fenster vorbeirauschen sah, wurde mir plötzlich klar, dass sie – die bei aller Herrlichkeit nicht die meine ist – die Heimatstadt meiner Tochter sein würde. Es vergingen weitere 24 Stunden, bis Marlow zur Welt kam. Als bei Valentine endlich die Wehen einsetzten, war ich vor Müdigkeit wie betäubt und zu keinem

klaren Gedanken mehr fähig. Nur pure Emotion hielt mich noch wach. Beim vierten oder fünften Pressen schnappte ich einen Fetzen des wahnsinnig schnellen Französischs der Ärztin auf: irgendwas, irgendwas, irgendwas, »*tête dorée* ...« Mein träges Hirn brauchte einen Moment, um die Laute zu verarbeiten. Dann wurde mir schlagartig klar, dass sie den Kopf meiner Tochter sah und uns mitteilte, dass sie *blond* sei. Alles Weitere sind neblige Erinnerungen. Ich erblickte eine Schale mit Plazenta, hörte einen allerersten Schrei und fiel fast in Ohnmacht. Die Schwester eilte mit meinem Kind aus dem Raum, die Ärztin kümmerte sich um meine Frau, und mir blieb nur, durch den leeren Flur zu irren, bis ich die Herrentoilette gefunden hatte, wo ich mich einschloss und heulte wie alle anderen Neugeborenen auf der Station. Abgesehen von den üblichen Einsichten – in eine neue und beängstigende Verantwortung, ins Älterwerden – dämmerte mir auch, dass meine eigene Identität, was immer sie bisher gewesen war, ab jetzt eine andere sein würde. Als ich schließlich mit gewaschenem Gesicht ins Zimmer zurückkam, um meine Tochter kennenzulernen, saugte man ihr gerade Fruchtwasser aus dem Bauch. Ich setzte mich ans Bett meiner Frau und musste hilflos zusehen, wie sich unser Kind ins Leben kämpfte. Als sie schließlich außer Gefahr und ruhig war, reichte die Schwester sie uns. Blinzelnd öffneten sich zwei nachtblaue Augen, von denen ich da schon wusste, dass sie noch deutlich heller werden würden, aber niemals braun. Dieses kostbare, nach Milch und Brust verlangende Wesen ließ etwas in mir pochen, das seither jede Minute in mir pocht: die innigste Liebe, die ich kenne. Gleichzeitig durchzuckte mich, um ehrlich zu sein, so etwas wie Todesangst. *Was hast du bloß getan?*, fragte die Stimme meines Über-Ichs oder einer noch strengeren Instanz aus

der Tiefe meiner Vernunft. *Was hast du bloß getan!* Ich gebot der Stimme zu schweigen. Eine gute Stunde später, als Valentine und das Baby in nächtlichen Schlaf gefallen waren, sackte ich in den Sitz eines Taxis, und geistesabwesend fuhren meine braunen Augen jene schöne, irgendwie fremde Strecke noch einmal in umgekehrter Richtung ab.

Mein Leben lang habe ich aufrichtig an den uramerikanischen Spruch geglaubt, ein einziger »Tropfen schwarzen Bluts« *mache* eine Person »schwarz«, vor allem deshalb, weil sie damit auf keinen Fall »weiß« sein kann. Ich sage »uramerikanisch«, weil das andernorts anders ist. In Brasilien zum Beispiel *macht* ein Tropfen »weißen Bluts« einen Menschen *nicht-schwarz*.² Bevor meine Tochter Marlow in jener Nacht zur Welt kam, hegte ich nicht den geringsten Zweifel, dass meine Kinder, wenn ich welche hätte, wie ich »schwarz« sein würden. Sie würden *mixed-race* sein, ja, aber das ist für uns alle, deren Wurzeln weit genug zurückreichen, nur etwas Graduelles. Für mich jedenfalls wären sie so schwarz wie Frederick Douglass

2 Es gibt ein faszinierendes Gemälde von 1895 mit dem Titel *Die Erlösung Hams*, das die staatlich geförderte koloniale Praxis des blanqueamiento thematisiert. Diese »Aufweißung« durch Zwangsehen zwischen dunkelhäutigen Brasilianern und europäischen Einwanderern hellerer Hautfarbe sollte die Spuren Afrikas »im Strudel der weißen Rasse verschwinden lassen«. Auf dem Bild steht eine dunkelhäutige Großmutter neben einer jungen *mixed-race* Mutter, einem weißen Vater und einem weiß aussehenden Kind, und preist mit erhobenen Händen Gott. In jüngerer Vergangenheit, nämlich 2010, wurde Neymar da Silva Santos Júnior, der braunhäutige, kraushaarige Fußballstar, Sohn eines schwarzen Vaters und einer weißen Mutter, gefragt, ob er je Rassismus erfahren habe. »Nie. Weder auf dem Platz, noch außerhalb«, so seine bemerkenswerte Antwort. »Aber ich bin ja auch nicht schwarz.«

oder W. E. B. Du Bois, Lenny Kravitz oder Halle Berry. Schwarzsein als Entweder-oder war für mein Selbstverständnis so elementar, dass ich das dahinterstehende Denken nie ernsthaft hinterfragt hatte. Mein Vater, den wir in Anspielung auf seine Südstaaten-Wurzeln Pappy nennen, ist ein rotbrauner Mann. Trotz Sommersprossen unter den Augen und einer markanten und, wie meine Mutter neckend sagt, »indianischen« Nase, ist er stets nur als »schwarz« bezeichnet worden. Seine äußere Erscheinung in Verbindung mit seiner starken Persönlichkeit ließen mich annehmen, er werde die Identität der Familie Williams für alle Zeit bestimmen, auch wenn meine Mutter eindeutig eine Weiße ist: blond, blauäugig und mit einem Stammbaum aus lauter nordeuropäischen Protestanten.

Als mein Vater ein Baby war, gab es dort, wo er lebte, noch Pferdewagen und Plumpsklos. Das war in den 1930er-Jahren in Galveston, Texas, einer schmalen Insel im Golf von Mexiko mit dem unrühmlichen Ruf, der letzte Ort in den USA gewesen zu sein, an dem die Sklaven befreit wurden, gut zweieinhalb Jahre nach Lincolns Emanzipationserklärung. Pappy, dessen Großvater noch im letzten Jahr der Besitzsklaverei geboren worden war, hatte nie viel Geld besessen. Doch dank einer Ausbildung konnte er gleich mehrere Generationen überspringen und uns jenes Mittelschichtleben bieten, das mein Bruder und ich für normal hielten. Als ich 1981 in New Jersey zur Welt kam, hatte mein Vater faktisch alle schwarzen Südstaaten-Wurzeln unserer Familie gekappt. Mein Bruder und ich wuchsen in einem kleinen Haus voller Bücher auf, bei liebevollen und fürsorglichen Eltern, die von anderswoher stammten und nur wenige Fotos oder sonstige Zeugnisse ihrer Vergangenheit aufbewahrten. Individualität, Bildung und Selbstverwirklichung waren ihnen wichtiger als Stammbäume und Zugehörigkeit zu einer

Sippe. Mir fehlten damals noch die Ausdrücke dafür, aber was meine Eltern von meinen polnischen, italienischen, puerto-ricanischen und schwarzen, irischen und katholischen Nachbarn und Mitschülern unterschied, war, wie sehr sie sich jedem Stammesdenken verweigerten. Wir gehörten keiner Gruppe an. Meine Mutter ist gläubige Christin, aber ihr Glaube war Privatsache, und erst nachdem mein Bruder und ich aus dem Haus waren, besuchte sie wieder Gottesdienste. Wir gingen zwar auf katholische Schulen, aber nur, damit wir aus unserer kleinen Heimatstadt herauskamen. Den Besuch der Heiligen Messe verboten uns unsere Eltern. Jeden Dienstagmorgen, wenn die ganze Schule über die Straße zur Kirche ging, saßen wir mit den Sekretärinnen im Foyer und schmökerten in unseren Büchern und Zeitschriften – eine frühe, harte und unbezahlbare Lektion im Ausbilden der Gewohnheit, sich abseits zu halten.

Auch im weltlichen Leben hielten wir uns abseits. Pappy hat eine angeborene Allergie gegen den vorsätzlichen Snobismus schwarzer Wohlfahrtsorganisationen wie *Jack and Jill of America*. Auch mit deren weißen Pendants wollten er und meine Mutter nichts zu tun haben. Zu viert bildeten wir eine Insel in unserer faktisch segregierten Kleinstadt, in deren weißem Teil wir lebten, aus stillem Protest gegen die Versuche mehrerer Immobilienmakler, uns auf die andere Seite ihrer unsichtbaren, aber nur allzu realen roten Linie zu bugsieren. Doch aller Eigensinnigkeit zum Trotz stand nie infrage, dass wir ein *schwarzer* Haushalt waren. Halb im Scherz sagte mein Vater manchmal sogar, seine Frau sei in Wirklichkeit gar keine Weiße, sondern einfach nur »hellhäutig«. Einmal, als ich vielleicht zehn war, fragte ich nach. »Hör mal«, sagte ich, »das glaubst du doch nicht wirklich, oder?« »Na, sie hat doch ein schwarzes Bewusstsein, oder etwa nicht?«, ant-

wortete er nur. Erst jetzt, als Erwachsener, wird mir klar, dass es einen solchen Dialog nur in den USA und nirgendwo sonst auf der Welt geben konnte. Damals aber leuchtete es mir irgendwie ein. Auf jeden Fall weiß ich, dass meine Eltern meinen Bruder und mich bestmöglich auf die Wirklichkeit jenseits unserer Türschwelle vorbereiten wollten, indem sie sich selbstbewusst und stolz zu unserem Schwarzsein bekannten, damit wir, wenn die Welt unweigerlich von uns verlangen würde, Stellung zu beziehen, dasselbe täten.

Jenseits unserer Türschwelle musste ich allerdings von klein auf feststellen, dass andere Menschen beharrlich Unterschiede zwischen mir und meiner Mutter sahen. Trotz ihres »schwarzen Bewusstseins«. In meiner frühesten Erinnerung an diese Diskrepanz stehen wir in einem ShopRite-Supermarkt in der Kassenschlange. Ich muss vier Jahre alt gewesen sein und mit meinem Bruder irgendwelche Faxen gemacht haben. Mom, die gerade ihr Kleingeld und ihre Rabattmarken abzuzählen versuchte, fuhr herum und ermahnte uns, still zu sein. Nach dieser Schelte beugte sich eine ältere weiße Dame, die das Ganze beobachtet hatte, vor und sagte allen Ernstes: »Es muss ja so schwer sein, solche Ghetto-Kinder zu adoptieren.«

In den 1980er-Jahren und noch bis weit in die 1990er ernteten wir als Familie mal irritierte, mal böse Blicke, wenn wir auswärts essen gingen – und das in einer Gegend von New Jersey, die im Einzugsgebiet von Manhattan liegt. Und obwohl ich eine Menge »schwarzer« Kinder verschiedenster Hauttöne und Haarstrukturen kannte, war mir vor meinem Studienbeginn an der Georgetown University 1999 niemand bekannt, der sich als »biracial« bezeichnete. Bis zur Jahrtausendwende gab es bei Volkszählungen nicht einmal die Möglichkeit, mehr als eine *race* anzugeben. Will sagen: Ich bin alt genug,

um zu verstehen, warum auch viele Schwarze auf die Zeiten der Segregation noch immer mit einer gewissen Nostalgie zurückblicken. Denn Einigkeit und Akzeptanz vermitteln ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit, selbst wenn diese Einigkeit auf künstlichen und teils widersinnigen Abgrenzungen beruht.

2012, ein Jahr bevor Valentine schwanger wurde, veröffentlichte ich in der *New York Times* einen Essay, in dem ich meine künftigen Kinder für unzweifelhaft schwarz erklärte. Im Nachhinein erkenne ich darin ein letztes trotziges Aufbäumen von irgendetwas – einer bestimmten Sicht auf die Welt, von der ich insgeheim wohl wusste, dass sie kaum noch aufrechtzuerhalten war. Damals aber glaubte ich, Recht zu haben, und brachte sogar meine Frau dazu, meine Ansicht zu teilen, was ihrem europäischen Denken völlig zuwiderlief. Heute zucke ich zusammen, wenn ich den Artikel lese. Klar, Elternschaft verändert jeden, aber rückblickend kann ich ohne Übertreibung sagen, dass ich den Kreißsaal als *ein* Mensch betrat und ihn als ein völlig *anderer* verließ. Der Anblick dieses blonden, blauäugigen und unglaublich hellhäutigen Kindes, von dem ich ja zweifelsfrei wusste, dass es *mein* Kind war, schockierte mich. Auf einer zutiefst irrationalen Bewusstseinssebene fürchtete ich wohl, ein moderner Ödipus zu sein, der metaphorisch mit seiner weißen Mutter geschlafen und seinen schwarzen Vater umgebracht hatte.

Marlows Aussehen hatte mir die Absurdität meiner früheren »Ein-Tropfen«-Auffassung vor Augen geführt. Wenn ich meine Tochter heute ansehe, sehe ich eine weitere Facette von mir. Ich sehe mein eigenes, einzigartiges Kind. Aber ich weiß auch, dass die meisten Menschen, denen sie künftig begegnet, sie als »weiß« bezeichnen

werden und wollen. Und ich kann nicht umhin mich zu fragen, ob ich meiner Familie etwas eingebrockt habe, dessen Auswirkungen mir in meinem Leben vielleicht nie ganz klar werden.

Am Tag nach Marlows Geburt brachte mich Nicholas, mein jovialer Schwiegervater, ins nächstgelegene Rathaus, damit ich meine Tochter anmelden und ihren Namen angeben konnte. In Frankreich muss diese Formalität innerhalb von drei Tagen nach der Geburt erledigt werden, was sie praktisch zu einem väterlichen Vorrecht macht. Im Scherz sagte Nic, das sei nun die Chance, dem Kind jeden mir gefälligen Namen zu geben. Ob ich es mir nicht noch mal überlegen wolle. Ich erinnerte mich, dass auf genau diese Weise Steve zu *Steve* statt zu Marc geworden war, als sein Vater im Rathaus einen Kreativitätsanfall hatte, während seine Mutter noch im Bett lag und sich erholte. Und ich war tatsächlich in Versuchung. Ein Teil von mir wünschte, auf das blaue Formular der *République Française* »Jemima« oder gar »Shaniq'wa« zu kritzeln. Einen Namen wie ein Mittelfinger, gerichtet gegen das Anstandsgefühl der schwarzen Mittelschicht, zugleich eine Subversion jeden Anscheins von Weißsein, eine nicht unkomische Art der Wiederaneignung – wenn nicht gar der Transzendenz – eines fortbestehenden ethnischen Stigmas. Als Valentine schwanger geworden war, hatte ich diese Idee einmal halb im Ernst in den Raum gestellt, aber schnell wieder fallengelassen, nachdem Valentine erklärt hatte, das sei auf unverantwortliche Weise manipulativ. Nun aber hatte die Hautfarbe unseres Babys meine rebellischen Geister wiedererweckt. Doch das Leben eines Kindes ist keine sarkastische oder gar politische Geste. Sorgfältig schrieb ich »Marlow« in das Feld für *prénom*, ganz wie wir es vereinbart hatten. Diese

Vereinbarung ging auf unsere gemeinsame Begeisterung für die HBO-Serie *The Wire* zurück, aber auch auf die pragmatische Notwendigkeit, eine Silbenkombination zu finden, die sich auf Englisch wie auf Französisch aussprechen lässt. Nicht alle Franzosen haben einen zweiten Vornamen, aber ich fand, Marlow sollte einen bekommen und zwar einen mit stammesgeschichtlicher Bedeutung. Also schrieb ich noch »Cora« hin, den Vornamen der geliebten Großmutter meines Vaters, die als eine der ersten ihrer Generation nach der Emanzipationserklärung geboren wurde. Erst später gab man mir zu bedenken, dass »Cora« auch der Name einer französischen Kaufhaus-Kette ist und in den Ohren der meisten Franzosen nach »Walmart« klingt. Es war die erste von vielen Lektionen, die mich lehrten, dass sich bestimmte Bedeutungen zwischen den verschiedenen Wirklichkeiten, die Marlow künftig unter einen Hut bringen muss, nicht übertragen lassen.

Der französische Staat gewährte Valentine großzügige sechs Tage und Nächte in einem Einzelzimmer, bevor wir unsere Tochter in Decken wickelten und nach Hause führen. Ich hatte mir Gedanken darüber gemacht, welches allererste Lied sie auf dieser Fahrt zu hören bekommen sollte – ein erster elterlicher Versuch kultureller Indoktrination –, und entschied mich schließlich für »Mus-haboom« von Feist. *And we'll collect the moments one by one*, tönte ihre zarte Stimme im Auto. *I guess that's how the future's done*. Es ist alles andere als ein schwarzer Song, und auch das hatte mir Unbehagen bereitet. Wieder war da diese innere Stimme gewesen. *Hey, was spricht denn gegen Stevie Wonder?* Aber Unbehagen war nur ein Bruchteil dessen, was ich fühlte. Jeder Augenblick mit Marlow ließ die bohrenden Fragen und dämlichen Be-

fürchtungen irrelevant werden. »Ach, mein Sohn«, sagte Pappy schmunzelnd, als er mit meiner Mutter wenige Wochen später zu Besuch war und Marlow zum ersten Mal in den Armen wiegte. »Sie ist einfach ein *Palomino!*« Ich empfand – und empfinde – seine Art der Selbstsicherheit als ungemein tröstlich. Zu seiner Zeit waren Schwarze mit texanischem Vokabular selten um Worte verlegen, wenn es galt, die unterschiedlichsten Mischungen zu bezeichnen. (Viele dieser eigenartigen Ausdrücke stammen aus der Welt der Pferdezucht und klingen heute ziemlich schräg.) Ich jedenfalls musste erst mein iPhone zücken und »Palomino« googeln (»ein goldgelbes oder lohfarbenes Pferd mit weißer Mähne und Schweif, das traditionell im Südwesten der USA gezüchtet wird«). Ausdrücke wie »*high-yellow*« oder »*mulatto*« kenne ich dagegen noch aus meiner Kindheit, und zumindest in meinem Elternhaus verwendete man auch die heute unzeitgemäßen und belasteten Bezeichnungen »*quadroon*« und »*octoroon*«. ³

Was für bizarre Wörter das sind. Und was für eine schlichte, überschaubare Wirklichkeit sie abbilden sollten. All diese raffinierten, rätselhaften Bezeichnungen zeugen letztlich davon, dass die blauäugige, blonde Marlow vor noch nicht allzu langer Zeit – hätte sie damals nicht mit ihrer Familie gebrochen und versucht, als »Weiße« durchzugehen – in diesem Land genau wie wir anderen entrechtet und geknechtet worden wäre. Und dass sie natürlich qua Geburt auch die Weisheit, Disziplin und Stilsicherheit der amerikanischen Schwarzen beses-

3 Der Ausdruck »*quadroon*« bezeichnete eine Person, deren Großeltern zu einem Viertel afrikanischer und zu drei Vierteln europäischer Herkunft waren; »*octoroon*« entsprechend eine Person, bei denen dieses Verhältnis ein Achtel zu sieben Achtel betrug. A.d.Ü.

sen hätte. Es gab also lange Zeit etwas, das als mehr oder weniger echte und gemeinsame schwarze Erfahrung galt. Diese kannte durchaus schlimme Not, aber eben auch tiefe Befriedigung und hatte nichts oder kaum etwas mit genetischen Markern zu tun. Zwar zeigt sich die Absurdität von *race* an den Rändern am deutlichsten, doch wäre meine Tochter in den früheren Sklaven-Staaten gar nicht als randständig betrachtet worden, wo »Hypodeszenz«-Theorien besonders hoch im Kurs standen und jemand noch mit einem Zweiunddreißigstel »schwarzen Bluts« laut Gesetz als »farbig« galt. Womit ich sagen will, dass es für Menschen wie Marlow – bei aller Grausamkeit der sogenannten Ein-Tropfen-Gesetze – bis vor kurzem noch einen festen Platz in jenem Spektrum gab, das vom Begriff *American Negro* abgedeckt wurde.

Doch dieser Drang zu bedingungsloser Inklusion (als völlig berechnigte und bewundernswerte Reaktion auf Exklusion) wird immer schwächer. Dieser Drang zu bedingungsloser Inklusion (als völlig berechnigte und bewundernswerte Reaktion auf Exklusion) wird schwächer; Wörter für Menschen wie meine Tochter und auch mich verschwinden allmählich aus der Volkssprache, werden dorthin verbannt, wo schon Ausdrücke wie »*Negro*« ihren Lebensabend fristen. Was weniger daran liegt, dass Schwarze auf einmal vergessen, wie vielfältig ihre Herkunft ist⁴, als daran, dass »Weiß« und »Nicht-Schwarz« im

4 Obwohl etwas dieser Art gewiss auch eine Rolle spielt. »Aus meiner eigenen Sicht kann ich sagen, dass rassistisch aufgeladene historische Momente wie der gegenwärtige die stets vorhandenen Verwicklungen in meinem Erleben noch verstärken, bis es sich anfühlt, als könnte es so unmöglich weitergehen«, schrieb Zadie Smith 2017 in ihrem *Harper's*-Essay »Getting In and Out« über den Anblick von *Open Casket*, einem bei der Whitney Biennial ausgestellten Gemälde der weißen US-Künstlerin Dana Schutz, das den gelynchten schwarzen Teenager

Sinne von *mixed-race* zu immer weniger exklusiven Kategorien werden. In Zeiten, in denen mehr als ein Drittel aller US-Amerikaner erklärt, mindestens ein Familienmitglied habe eine andere *race*, und in denen man (seit dem Jahr 2000) bei der Volkszählung jede Kombination von *race* angeben kann, frast die Vorstellung, die amerikanischen Schwarzen seien eine aus allerlei Mischlingen bestehende Bevölkerungsgruppe, an den Rändern aus.⁵

Emmett Till zeigt. »Man entwickelt eine große Sehnsucht nach absoluter Klarheit: privat, genetisch, politisch. Ich stand vor Dana Schutz' Bild und dachte mir, wie kathartisch es wäre, wenn mich dieses Bild wütend machen würde. Doch so nahe kam es mir gar nicht, weder als Darstellung noch als Aneignung.« Kurz nachdem Smith diesen Text veröffentlicht hatte, wurde ihre eigene Vertrauenswürdigkeit in Sachen *race* infrage gestellt, auch deshalb, weil sie Zweifel an dem absolutistischen Verständnis von *race* einer anderen »biracial« Britin geäußert hatte, einer Künstlerin namens Hannah Black, die einen viel beachteten Brief publizierte, in dem sie das Whitney Museum aufforderte, Open Casket abzuhängen und zu zerstören. »[I]ch finde die Diskussion über Aneignung und Darstellung in keiner Hinsicht banal«, betonte Smith, um dann darauf hinzuweisen, dass Blacks essentialistische Logik jedem Südstaaten-Plantagenbesitzer gefallen hätte. »Ist Hannah Black schwarz genug, um so einen Brief zu schreiben«, fragte sie. »Sind meine Kinder zu weiß, um sich mit dem Leid der Schwarzen zu beschäftigen? Wie schwarz ist schwarz genug? Zählen ›Terzeronen‹ noch?« Smiths Essay »hätte besser den Titel ›Werden meine *mixed-race* Kinder schwarz genug für Amerika sein‹ gehabt«, witzelte eine Autorin auf Medium. Eine weitere, Morgan Jenkins, kommentierte den Essay ausführlich auf Twitter. »Schwarzer Schmerz ist keine intellektuelle Übung«, schrieb sie, »Gelebte Erfahrungen entziehen sich oft dem Diskurs. Es ist nicht immer sinnvoll, sie zu rationalisieren.« Und Jenkins warnte: »Seien wir nicht überrascht, wenn Teile dieses Essays in Diskussionen darüber verwendet werden, ob biracial Menschen innerhalb der Bewegung nur ein Platz am Katzentisch zusteht.«

5 Das Pew Research Center schreibt dazu: »Jede US-Volkszählung seit der ersten im Jahr 1790 umfasste Fragen zur *race*-bezogenen Identität und spiegelte damit die zentrale Bedeutung von *race* in der amerikanischen Geschichte, von der Ära der Sklaverei bis hin zu aktuellen Überschriften über Racial Profiling und *race*-bezogener Ungleichheit. Verändert aber hat sich im Laufe der Zeit, wie nach *race* gefragt und diese klassifiziert wurde, so wie sich auch die Vorstellung

Vielleicht ist meine Generation die letzte in den USA, die es einfach so hinnimmt, dass die (Un-)Logik einer Einteilung nach *race* alle möglichen äußerlichen Unterschiede ignoriert. Was einer der Gründe dafür ist, dass ich anfangs überrascht war, bei meiner Tochter so viele rezessive Merkmale zu entdecken. Ich sah mich mit einer Wahrheit konfrontiert, die ich vielleicht nicht vergessen, aber doch für eine Weile aus dem Blick verloren hatte: Meine Tochter hat eben nicht nur »diese großen blauen Augen von ihrer Mutter geerbt«, wie es viele wohlmeinende Fremde und Freunde formulieren. Ich dagegen habe im Spiegel trotz meiner recht langen, schmalen Nase und meiner beigen Haut immer nur einen schwarzen Mann sehen können. So, wie ich aufgewachsen bin, noch vor der Jahrtausendwende, wäre es mir nicht im Traum eingefallen, mich als »*biracial*« oder – wie man heute eher sagt – »*multiracial*« zu bezeichnen.

Marlows Leben, das ahnte ich bald, würde sich meinen Begriffsschemata entziehen. Doch Neugeborene benötigen Freude und Zuwendung, keine Beurteilung oder ständige Prüfung, und außerdem gab es so viele dringende und praktische Aufgaben, die unseren Haushalt in diesen ersten, unschuldigen Monaten auf Trab hielten. Es ist daher keine Übertreibung zu sagen, dass ich, wenn-

gen von Politik und Wissenschaft über *race* verändert haben. Und Bemühungen, die *multiracial* Bevölkerung statistisch zu erfassen, entwickeln sich ständig weiter. Von 1790 bis 1950 bestimmten Volkszähler die *race* der von ihnen erfassten Amerikaner, wobei sie entweder betrachteten, wie Personen in ihren Gemeinschaften wahrgenommen wurden, oder das Prinzip des Anteils an »schwarzem Blut« anwendeten. Amerikaner mit *multiracial* Abstammung wurden entweder einer einzelnen *race* zugeordnet oder bestimmten Kategorien, die, wie etwa *mullatoes*, vor allem aus Abstufungen von Schwarz und Weiß bestanden und zur nicht-weißen Bevölkerung gezählt wurden. Ab den 1960er-Jahren konnten Amerikaner ihre *race* selbst angeben. Seit dem Jahr 2000 können sie dabei mehr als eine auswählen.«

gleich mir das nicht bewusst war, erst später wieder genauer darauf achtete, wie meine Tochter *aussah*.

Als sie ein vier Monate altes flachsblondes Rotbäckchen war, machte ich mit ihr unseren ersten Vater-Tochter-Ausflug. Für mich war es eine große Sache. Ihre Mutter hatte gerade abgestillt und wieder zu arbeiten begonnen und ich noch nie eine so große Verantwortung übernommen. Ausgerüstet mit einer Plüschtasche voller Baby-Krimskrams brachen wir auf, von unserer Wohnung zur Gare Saint-Lazare, wo wir einen Regionalzug nach Deauville bestiegen, ein pittoreskes, im 19. Jahrhundert erblühtes Seebad in der Normandie. Während der zweistündigen Fahrt dösten und aßen wir, und ich betrachtete meine Tochter in elterlicher Ehrfurcht. Noch lernte ich ihr Gesicht kennen, sah darin – bei aller Einzigartigkeit – Grübchen, die von ihrer Mutter zu stammen schienen, ein Paar große lachende Augen, die sie vielleicht von mir hatte, und eine mir neue und ungeheuer betörende Grimasse, die ganz allein die ihre war.

Steve holte uns vom Bahnhof ab. Marlow und ich würden ein paar Tage mit ihm und seinem Sohn Jo-Jo auf dem Land verbringen, damit unsere Frauen etwas Erholung fänden, und wir abends, wenn die Kinder im Bett waren, am Kamin Burgunder-Flaschen seines Vaters leeren konnten. Die perfekte französische Idylle, wenn Sie mich fragen. Steve und seine Familie sind Chocolatiers. Wir zwängten uns in sein Auto und machten auf unserem Weg kurz Halt im Stadtzentrum, um uns ihren neuen Laden anzuschauen. Außerdem wollte er seine Nichte seinen Geschwistern vorstellen, die die Ladeneröffnung beaufsichtigten. Ich nahm meine Tochter auf den Arm und trug sie hinein. Voller Stolz, so als sei Elternschaft ein großes Kunststück, gab ich das Baby in die Runde und genehmigte mir etwas Konfekt.

Zu diesem Zeitpunkt wusste ich schon, dass Marlows recht unzweideutiges Aussehen einige Menschen eher enttäuschte und andere hoch erfreute. Beide Reaktionen behagten mir nicht. Enge Verwandte und Freunde wie Steve, einer der einfühlsamsten Menschen, die ich kenne, haben dafür ein gewisses Gespür. Weshalb es mich wie ein verirrter Ellbogen traf, als seine Schwester, die gewiss nichts Böses im Sinn hatte und wohl nur aussprach, was viele andere dachten, Marlow auf den Arm nahm und mir zurief: »Wow, warst du denn zumindest anwesend, oder hat sich Valentine einfach selbst fortgepflanzt?« Ich lachte, und Steve machte eine diplomatische Bemerkung über charakterliche Ähnlichkeiten, doch als wir wieder ins Auto stiegen, suchte ich in Marlows Gesicht nach Spuren von mir, fand sie auch, und fragte mich, wie alle anderen sie übersehen konnten.

Der Ort, den wir ansteuerten, lag nur eine Viertelstunde vom Anwesen von Valentines Großmutter entfernt, wo wir zwei Jahre zuvor geheiratet hatten. Ich erinnere mich, wie ich vor der Zeremonie mit meinem Vater über das Grundstück geschlendert war, nur wir beide. In seinem Anzug sah er piekfein und stattlich aus. Wir blieben unter einem Apfelbaum stehen, von wo aus man die Karpenteiche, die angrenzenden Kuhweiden und die vielen kleinen normannischen Wirtschaftsgebäude mit ihren dunklen Balken und weiß verputzten Wänden sah – Lebkuchenhäuschen, die für alle möglichen Dinge stehen, die wir nicht sind. Mein Vater wandte sich mir zu, mit einem liebevollen, aber irgendwie auch ernsten Ausdruck, und sagte: *Mein Sohn, verlier dich nicht*. Er sagte es weder vorwurfsvoll noch streng, vielmehr schien er mich zu beschwören oder gar nicht zu mir zu sprechen, sondern durch mich hindurch zu seinem jüngeren Ich. Ich bin nicht sicher. Kurz darauf wurden wir unterbrochen, und

wir haben dieses Gespräch nie fortgesetzt. Doch seine Worte kommen mir immer wieder in den Sinn und werden von Jahr zu Jahr lauter.

Noch wenige Jahre zuvor wäre er nie auf die Idee gekommen, mir so etwas zu sagen. Doch von außen sah mein Leben nun deutlich verändert aus. Aus der Innenperspektive lässt sich dagegen nur schwer sagen, ab welchem Moment das eigene Leben auf das zusteuert, was es einmal sein wird – welches einzelne Erlebnis es noch braucht, um eine bestimmte Identität so zu erschüttern, dass sich eine neue bilden kann. Ich könnte nicht sagen, wann es passierte, aber eines Tages fiel mir auf, dass ich mich ständig in Räumen aufhielt, wo keine andere Seele schwarz war. Manchmal verschwindet, für einen Afroamerikaner sicher ungewöhnlich, *race* aus meinem Erleben und wird etwas rein Geistiges, Abstraktes. Beim täglichen Einkauf, beim Plausch mit der Bäckerin oder beim Aufsagen der wenigen italienischen Sätze, die ich über die Jahre bei meinem freundlichen Gemüsehändler aus Turin aufgeschnappt habe, kann ich meine Kategorisierung als »Schwarzer« völlig vergessen. Es ist eine existenzielle Unbeschwertheit, wie sie mein Vater wohl nie gekannt hat.

Jedenfalls kommt und geht sie. Irgendein innerer Mechanismus reißt mich da meist zurück, und dann ist mir wieder bewusst, dass der Raum weiß ist. Aber ich merke auch, dass ich mich inzwischen in solchen Räumen wohlfühle, obwohl ich mich überhaupt nicht als Weißer empfinde. Dann sehe ich meine Tochter an und denke: Was wird sie in all diesen weißen Räumen, in denen sie aufwächst, über sich selbst zu denken lernen? Wird sie mein stammesgeschichtliches GPS entwickeln oder wird dieses Signal verschwinden? Wäre es überhaupt richtig, meine zum Teil von Schuldgefühlen und Illusionen geprägten

Orientierungsmuster in ihren unbeschwerten Kopf zu verpflanzen?

Als ich bei Steve in der Normandie weilte, machte ich mit meinem Smartphone Dutzende, wenn nicht Hunderte von Fotos von Marlow: wie sie auf meinem Bett schlummert oder wie sie grasende Pferde anstarrt, auf dem Weg zum Strand, nicht weit von der Stelle entfernt, an der ihr Urgroßvater (mein Großvater mütterlicherseits), dem der Gedanke an schwarze Nachkommen nie behagte, 1944 als Sergeant der US-Army im Zuge der Befreiung der deutschen Konzentrationslager angelandet war. (Dieses ausländische Böse erkannte er natürlich als solches und verabscheute es zu Recht, während er das weniger offensichtliche Böse daheim nicht sah und daran sogar teilhatte.) Ich ertappte mich dabei, wie ich die Fotos, die ich von meiner Tochter machte, mit einem Filter bearbeitete, so dass ihr Hautton bräunlicher wurde. Ich löschte Aufnahmen, die zu blass oder überbelichtet aussahen. Unter den vielen Fotos fand ich eines, auf der ihre Haut *ecru* zu sein schien. Das verschickte ich an Freunde. So komisch es sich anfühlte, das Aussehen meiner Tochter zu manipulieren, so erleichtert war ich, einen sichtbaren Beleg dafür zu haben, dass sie im allerweitesten Sinne des Wortes »schwarz« war. Mit diesem Foto, mit meinem trotz aller Irritation devoten Festhalten an der Eintropfen-Regel und mit der Überzeugung, dass Steves französische Familie, wie so viele Nicht-Amerikaner, einfach die umfassendere Wahrheit nicht kannte, erkaufte ich mir weitere Monate an ungeprüftem Leben.

In meiner Wohnung steht ein anderes Foto meiner Tochter, das ich beim Schreiben oft ansehe. Es zeigt sie mit zwanzig Monaten auf einem grünen Sofa in dem Haus, das mein Bruder zum vierzigsten Hochzeitstag meiner Eltern angemietet hatte. Neben ihr sitzt Mila, die

zehn Monate alte Tochter meines Bruders, eine entzückende Halbrussin mit der olivfarbenen Haut und den buschigen Augenbrauen ihres Vaters und den dicken blonden Locken und azurblauen Augen ihrer Mutter. Auf dem Foto lächeln die beiden Cousinen einander an. Rechts von Mila hockt, halb verdeckt von dem Teddy, den sie umarmt, die lebensgroße schwarze Babypuppe, die Marlow von meiner Mutter geschenkt bekommen hat. Mit ihren reglosen braunen Augen starrt die Puppe aus der Sofaecke über den Teddy hinweg direkt in mein Objektiv. Der Anblick wirft eine bizarre Frage in mir auf: *Welches von den Babys ist ein echtes schwarzes und welches ist künstlich?* Doch wenn ich das Foto länger betrachte, drängt sich eine andere Erinnerung auf: daran, wie wir das ganze Haus mit Musik von Bobby »Blue« Bland und Syl Johnson, John Coltrane und Nina Simone beschallen und diese Klänge Marlow vom Sofa locken und sie zum Rhythmus der Musik begeistert herumhopst. Das ist auch ihre Musik, wenn sie es denn will. Als sie zu nah an die Kellertreppe hopst, springt mein 78-jähriger Vater vom Esstisch auf, wie ein 100-Meter-Läufer aus dem Startblock, als sei sein arthritischer Körper um Jahre jünger und um Kilos leichter. Schneller als Valentine aus der Küche herbeieilen und ich mich überhaupt rühren kann, schnappt er sich seine Enkelin. Er zieht sie zu sich und sie lacht. Sie haben das gleiche Lächeln.

Später an jenem Abend sagt mir Pappy erneut, wie schon damals, als er Marlow in Paris im Arm hielt, dass er zwischen dem Aussehen dieser kleinen Mädchen und dem, was man gemeinhin »schwarz« nennt, keinen Widerspruch erkennen könne. Einige seiner Klassenkameradinnen auf der segregierten Schule in Texas hätten genauso ausgesehen wie diese Mädchen. »So war es schon immer«, versichert er. »Die Vorstellung vom ›Anders-

sein« ist falsch.« Ob falsch oder nicht: Marlow's Geburt und Anwesenheit hat zumindest *mein* Selbstverständnis auf den Kopf gestellt. Und mir eine Ahnung davon vermittelt, wie fließend die Grenzen zwischen *races* sind – etwas, worüber die meisten Menschen, wenn sie nicht gerade auf der schwarzen Seite der Stadt im Jim-Crow-Süden aufgewachsen sind, kaum je nachdenken mussten. Und sei es nur, weil gesellschaftliche Gepflogenheiten die allermeisten von uns von den Rändern fernhalten. Diese Distanz erlaubt uns die Verwendung unscharfer Farbmetaphern, ohne dass wir dabei jene kognitive Dissonanz riskierten, die mit einer Behauptung wie *Mein Vater ist schwarz, aber meine Tochter ist weiß* zwangsläufig einhergeht. Wie sieht denn ein schwarzes Gesicht eigentlich aus? Früher versuchte ich, diese Frage zu beantworten (und wenn ich ehrlich bin, ertappe ich mich auch heute noch manchmal dabei). »Aber jeder Narr sieht doch, dass Weiße nicht wirklich weiß und Schwarze nicht wirklich schwarz sind«, gab der Schriftsteller Albert Murray zu bedenken. Es ist eine so basale und offensichtlich richtige Beobachtung, dass man sie fast nicht ernst nehmen kann – so als erklärte man ständig, die Sonne gehe nicht wirklich auf und unter. Was aber sagt es über uns, dass die sprachlichen Mittel, mit denen wir uns üblicherweise selbst beschreiben, auf Kategorien beruhen, die sich am menschlichen Körper nicht manifestieren und auch gar nicht manifestieren können?

Kategorien seien »vom Geist und nicht von der Natur« gemacht, heißt es bei John Locke. Wie also kann man lernen, sich im Spiegel zu betrachten und zu sehen, was wirklich zu *sehen* ist – ohne das Hintergrundrauschen von Vorurteil und Mythos? Das hinzubekommen, zählt zum Schwierigsten, was ich je versucht habe. Und damit bin ich bestimmt nicht allein. Nach all den Generationen,

nach jahrhundertelanger Übung, wissen wir noch immer nicht, wie das geht: sich selbst oder einander sehen und beschreiben. Wir sind von *race* besessen und zugleich völlig verwirrt. Wann immer wir zum Beispiel die Amtszeit von Barack Obama als erste schwarze Präsidentschaft bezeichnen, betreiben wir rhetorische Augenwischerei. Es fällt uns sehr schwer, uns daran zu erinnern, dass er vielmehr der erste Präsident war, der sich offen zu einer halbfrikanischen Abstammung bekannte. Nicht nur, weil diese Formulierung so viel unspektakulärer ist. Sondern auch, weil wir instinktiv in Schubladen denken und nicht wissen – oder trotz der jüngsten Bemühungen der Volkszähler nicht wissen wollen –, wie man einen Menschen gleichzeitig in zwei oder mehr Schubladen steckt.⁶ Deshalb bringen wir Amerikaner, und wohl niemand sonst auf der Welt, einen »schwarzen« Präsidenten wie Barack Hussein Obama hervor. Oder »schwarze« Aktivisten wie Jesse Williams, einen blauäugigen Schauspieler aus der Fernsehserie *Grey's Anatomy*, und den verfeimten Football-Spieler Colin Kaepernick. Oder »schwarze« Anführer der schwarzen Bürgerrechtsorganisation NAACP, die praktisch hellhäutig sind, so wie Benjamin Jealous und Walter White. Dessen Beispiel trifft bei

6 In einem 2010 erschienenen Artikel der *New York Times* mit der Überschrift »Asked to Declare His Race, Obama Checks ›Black« hieß es, »Der Präsident, der auf Hawaii geboren wurde und dort sowie in Indonesien aufwuchs, hatte mehr als ein Dutzend Möglichkeiten, die *race* betreffende Frage 9 zu beantworten. Er entschied sich für ›Black, African Am., or Negro.« Aber er »hätte auch ›White‹ oder sowohl ›Black‹ als auch ›White‹ ankreuzen können oder auch die letzte Kategorie auf der Liste, ›some other race.« Interessanterweise bezeichnete eine Mehrheit der Amerikaner Obama laut Umfrage des Pew Research Center von 2014 als »mixed-race« und nicht als »black«. Allerdings ist unklar, ob die Befragten erstere Kategorie als Teil der letzteren ansahen oder als etwas Verschiedenes.

mir einen Nerv, denn so hellhäutig, blauäugig und blond, wie White war, könnte er die männliche Ausgabe von Marlow sein. »Viele Neger werden als Weiße eingestuft«, schrieb er 1948 in seiner Autobiografie *A Man Called White*. »Jedes Jahr verschwinden rund zwölftausend hellhäutige Neger – Menschen, deren Verschwinden weder durch Tod noch Auswanderung erklärt werden kann.« So war es schon immer, höre ich meinen Vater sagen.

Wir aber denken weiterhin in klar abgegrenzten Schubladen. Allmählich dämmt uns zwar, dass es Menschen gibt, die eigentlich in zwei Schubladen gehören, aber das bestärkt uns paradoxerweise nur in der falschen Gewissheit, für uns Übrige gelte das nicht. Dass die Schubladen, in die wir uns einsortieren, so nicht existieren und nie existiert haben, ist eine Auffassung, zu der wir manchmal vielleicht Lippenbekenntnisse ablegen, die wir im Grunde aber nicht teilen. Wir sind als Nation damit zufrieden, in kollektiver Unaufrichtigkeit zu leben, so wie Sartres kokette Frau auf der Bank. Ganz bewusst missdeuten wir die vorliegende Evidenz und weigern uns, aus ihr die entsprechenden Schlüsse zu ziehen.

»Das Schlimmste, was man mit Worten machen kann, ist, sich ihnen zu unterwerfen.« Es war George Orwell, der das sagte. »Black«, »white«, »mixed«, »person of colour«: Wir alle leben mit der Bürde dieser Etiketten, selbst jene von uns, deren Existenz so einer Etikettierung spottet. In der Farblehre gibt es kein Weiß. Es existiert allein in unserer Wahrnehmung der Welt, nicht als Farbe als solche, sondern als Nichtvorhandensein jeglicher Farbe. Auch im wahren Leben wird die gelebte Erfahrung des Weißseins oft als Nichtvorhandensein einer »race-bezogenen« Identität verstanden. Als jener neutrale Bezugspunkt, zu dem alles andere eine Abweichung darstellt. *Ein einziger Tropfen schwarzen Bluts macht einen*

Menschen schwarz, denn er disqualifiziert ihn, weiß zu sein. Schwarz dagegen ist Farbe in ihrer konzentriertesten Form. Aber auch sie ist bedeutungslos ohne das Vorhandensein von Weiß. »Die Schwärze maschineller Schrift bedeutet nicht, dass die Buchstaben tatsächlich schwarz sind«, merkt der japanische Grafikdesigner Ken'ya Hara an. »Sie erscheinen uns nur schwarz im Kontrast zum weißen Blatt Papier.«

Meiner Tochter erscheine ich nicht schwarz, weil sie noch nicht gelernt hat, in den dafür nötigen Gegensätzen zu denken. Sie ist jetzt vier Jahre alt, und ich sage ihr, dass ich sei, was man »schwarz« nennt, aber das überzeugt sie nicht. »Du bist beige«, sagt sie dann. Sie ist ja nicht farbenblind. Sie erkennt, dass ihr *Papi de Paris*, ihr französischer Großvater, das ist, was man »weiß« nennt – obwohl sie, wenn er etwas Wein getrunken hat, scharfsinnig anmerkt, dass er eigentlich *rose*, als rosafarben sei. Und sie begreift, dass ihr *Papi de New York*, ihr amerikanischer Großvater, »braun« ist, wie sie es auf ihre naive oder kluge Art ausdrückt. Es sind zwei offensichtliche Tatsachen des Lebens, die sie gleichgültig akzeptiert. Sie weiß und akzeptiert auch, dass ihre Mutter als »weiß« bezeichnet wird. Und ich muss annehmen, dass sie sich selbst, wenn sie sich im Spiegel betrachtet und ihre großen blauen Augen und ihre blonde Lockenmähne sieht, ebenfalls für »weiß« hält, egal wie viele *If I Had a Dinosaur*-Bücher ich ihr vorlese, in denen die Hauptfiguren schwarz sind.

Dies sind einige der Gründe dafür, dass ich mir im Herbst 2016 nach jahrelangen Ausflüchten einen DNA-Selbsttest bestellte. Will man über etwas klar sprechen, muss man es zunächst benennen können. Will man über sich selbst sprechen, muss man zunächst eine Vorstellung von Herkunft entwickeln. Dass uns diese Vorstellung

fehlt, bedeutet für uns Nachfahren von Sklaven einen gravierenden Verlust an Selbsterkenntnis. Die Erfahrungen der Schwarzen in den US-Südstaaten erinnern an die biblische Sintflut: Wir stolperten von der Arche, ohne eine Ahnung davon, wie die Dinge vorher gewesen waren. Ohne Gentests, so fehlerhaft und unzulänglich sie auch sein mögen, könnten wir nicht mal mit Gewissheit sagen, aus welchem Land, geschweige denn aus welcher Sprach- oder Stammesgemeinschaft wir entwurzelt wurden. In Amerika wurden wir zu etwas völlig Neuem homogenisiert. Aber auch für die hier lebenden Weißen gilt, dass sie irgendwann miteinander verschmolzen und ethnische Trennlinien nicht mehr beachteten. Die Mutter meiner Mutter sprach als Kind mit ihren eingewanderten Eltern in Baltimore noch Deutsch. Als ihre Tochter sich später an den Stränden Südkaliforniens sonnte, verschwendete kaum jemand überhaupt noch einen Gedanken an die Alte Welt.

Ich selbst habe die meiste Zeit meines Lebens in den USA gelebt, dazu neun prägende Jahre in Westeuropa, vor allem in Frankreich, aber auch einige Monate in Argentinien, und bin oft und lange gen Osten gereist, bis nach Moskau und Sankt Petersburg. Jeder dieser Orte hat auf die ein oder andere Weise auf mich abgefärbt, und zwar so sehr, dass mir das New Jersey meiner Jugend wie der fremdeste Ort der Welt vorkommen kann. Aber ich bin noch nie in Afrika gewesen, jedenfalls nicht südlich von Marokko; ich habe noch nie die Wärme jener besonderen Sonne auf meinem Körper gespürt. Diese Zeilen schreibe ich im frostigen Berlin, wo mir ein Fenster meines Laptops das pastellfarbene Tortendiagramm meines geographisch aufgeschlüsselten Erbguts anzeigt. Ich betrachte die farbkodierten Tortenstücke genauer. Das fuchsiensfarbige »Subsaharisch«-Segment macht deutlich we-

niger als die Hälfte aus – 39,9 Prozent der Torte. Und das, obwohl meine mir allgemein zugeschriebene soziale Identität dort ihren Ursprung hat und obwohl auch meine (wie ich der Webseite entnehme) jüngsten nicht-amerikanischen Vorfahren von dort kamen, nämlich irgendwann zwischen 1830 und 1890. Das marineblaue »Europäisch«-Segment dagegen – von dem ich zwar angenommen hatte, dass es existiert, aber irgendwie außerhalb von *mir* – liegt bei 58,7 Prozent, davon fast alles »nord-europäisch«.

Das Zahlenverhältnis überrascht mich, obwohl ich es hätte besser wissen können. Schon 1970 hatten 24 Prozent der weißen US-Amerikaner (und damit fast doppelt so viele, wie es damals schwarze US-Amerikaner gab) auch afrikanische Vorfahren – oft ohne es zu wissen und oft als Folge davon, dass irgendein listiger Ahne damals dem Joch entkommen war. Doch für die Familie meiner Mutter galt das nicht. Meine Tante hat sich als zu 99,9 Prozent europäisch erwiesen. Vorausgesetzt sie und meine Mutter haben die gleichen Vorfahren, wäre mein Vater zu knapp unter 80 Prozent afrikanischer Herkunft – was zufällig dem Durchschnittswert jener gemischten afro-europäischen Bevölkerungsgruppe in den USA entspricht, die man als »schwarz« bezeichnet.

Der Test ergab auch, dass ich kein Alzheimer-Gen habe. Darüber bin ich sehr erleichtert, denn ich habe noch meine Großmutter mütterlicherseits vor Augen, der die Demenz so zugesetzt hatte, dass sie, als ich sie bei einem Abendessen in San Diego das letzte Mal sah, verlegen lächelnd zu mir sagte: »Hallo, ich bin Esther.« Sie hatte den Namen ihrer Tochter vergessen, nicht aber das Deutsch, das sie als Kind zu Hause gesprochen hatte. An diesem Teil ihrer Identität hielt sie, zur Verwunderung meiner Mutter, eisern fest. Ich frage mich, welcher We-

senskern mir bliebe, wäre mir ein ähnliches Schicksal beschieden.

Ich schließe das Fenster auf meinem Bildschirm. Ein Tortendiagramm wird mir nicht verraten, wer oder was ich bin. Die Identität meiner Tochter strahlt auf mich ab und verändert mich, nicht nur irgendwann in der Zukunft, sondern schon jetzt in der Gegenwart. Ich wäre ein anderer Mensch, wäre sie Japanerin. Ich wäre selbst dann ein anderer Mensch, wäre sie Puerto-Ricanerin. Ich sehe, wie das Russische meiner Nichte meinen Bruder in Echtzeit verändert, während ich gleichzeitig darüber staune, wie schnell sich meine Schwägerin amerikanisiert. Hat der alte Adel nicht eben deshalb so erbittert für den Fortbestand der Herkunftsgrenzen gekämpft, wissend, dass Menschen form- und wandelbare Wesen sind? Ich möchte behaupten, dass man ähnlich viel von seinen Kindern und Enkeln annimmt, wie man von seinen Eltern und Großeltern in sich trägt.⁷ Ich möchte das typisch amerikanische Hautfarbenspiel nicht mehr mitmachen, bei dem man eine Schublade wählen und sich selbst entsprechend definieren muss. Denn es ist ein Spiel. Nicht im Sinne einer Freizeitbeschäftigung, sondern im Sinne der Spieltheorie – ein echtes Gefangenendilemma, in dem wir alle stecken und aus dem wir uns wahrscheinlich nicht befreien können, da die Kombination aus Eigeninteresse und Unkenntnis der Absichten der jeweils anderen fast zwangsläufig zu falschen Entscheidungen führt.

Während das genetische Tortendiagramm noch auf der Innenseite meiner geschlossenen Lider flimmert, be-

7 Ein als Warnung gedachter Spruch lautet: »Jude ist heutzutage, wer jüdische Enkel hat.«

schließe ich, das Wagnis einzugehen, all das hinter mir zu lassen. Mir ist sehr wohl klar, dass unsere Lebensumstände weiterhin und vielleicht auf ewig besondere sind. Mir ist auch klar, dass mir persönlich viele Dinge in den Schoß gefallen sind, die erheblich zu meinem Gefühl von Autonomie beigetragen haben. Ich hatte ein liebevolles Zuhause mit zwei Elternteilen und wurde schon früh von einem ungewöhnlich gebildeten Vater zum Lesen und Lernen animiert, wofür man mir auch als Jugendlicher stets die nötige Zeit ließ. Außerdem war ich durch meine Mutter und ihre Familie dem ausgesetzt, was man »Weißsein« nennt, und zwar in einer bereichernden, nicht-konfrontativen Weise, die mich der amerikanischen Kultur gegenüber unbefangen und arglos bleiben ließ.

»Für die meisten Afroamerikaner stellen Weiße eine Kraft dar, die direkt oder indirekt Schlechtes in ihrem Leben verursacht hat«, schrieb Ta-Nehisi Coates 2016 in »My President Was Black«, seinem Essay über Barack Obama. »Für gemischtrassige Schwarze ist das nicht anders«, warnte er, »oft verstärkt es das Problem sogar noch.« Der seltene Vorteil, den Obama genoss, hat für Coates viel damit zu tun, dass »die ersten Weißen, die er kennenlernte, die Menschen, die ihn aufzogen, [...] auf eine Weise anständig [waren], wie es nur sehr wenige schwarze Menschen jener Zeit erlebten.« Für mich gilt dasselbe.

Und obwohl sich unsere Gesellschaft seit Obamas Jugend in den 1960er-Jahren und selbst seit meiner in den 1980ern enorm gewandelt hat, ist mir auch bewusst, dass eine solche Darstellung weiterhin einen Nerv trifft und die meisten »Schwarzen« nicht das Gefühl haben, die ihnen zugeschriebene »race« einfach abstreifen oder ignorieren zu können, selbst wenn sie es wollten. Was nicht heißt, dass sie es nicht *sollten*. Und was auch nicht

heißt, dass als »weiß« geltende Menschen, die gesellschaftlich immer wieder im Glauben bestärkt werden, sich mit »race« nicht auseinandersetzen zu müssen, sich nicht stärker bewusst machen sollten, auf welche Weise auch ihre »race-bezogene« Identität konstruiert ist, so dass auch sie lernen können, sie bewusst abzulehnen. Im Gegenteil: Es ist von entscheidender Bedeutung, dass sie das tun. Essentialismus – für James Baldwin das Beharren darauf, »dass allein [die eigene] Weise, den Menschen zu erfassen, real ist und nicht transzendiert werden kann« – ist immer eine Flucht vor der Wirklichkeit. Dabei ist es nachrangig, ob dieser Essentialismus bössartiger Intoleranz oder gut gemeintem Antirassismus entspringt. Die wunderbare Wahrheit in ihrer ganzen Komplexität ist, dass wir alle mannigfaltig sind. Reinheit ist immer eine Lüge, wird aber besonders hervorgehoben, wenn die »Mischung« noch ganz frisch ist.

In diesem Buch möchte ich am Beispiel der mehrgenerationalen Transformation meiner Familie von »Schwarz« zu »Weiß« – also am Beispiel meiner eigenen Einsicht in die Fiktion von *race* – untersuchen, wie wir einander sehen und miteinander umgehen können, ohne in die Extreme eines identitären Stammesdenkens oder eines panglossianischen Utopismus zu verfallen. Menschen werden sich in ihrem Aussehen immer unterscheiden, durch Faktoren, die nicht in unserer Macht liegen. Was sehr wohl in unserer Macht liegt, ist, welche Bedeutung wir diesen Unterschieden beimessen.

Menschen in Rassen einzuteilen, ist eine alte, aber keine antike Idee. Der römische Komödiendichter Terenz erklärte bekanntlich: »Ich bin ein Mensch, daher ist mir nichts Menschliches fremd.« Das kaiserzeitliche Rom war ein kosmopolitischer Tummelplatz von Menschen aller Haut-

farben, wo alle möglichen Sprachen gesprochen und alle möglichen Götter verehrt wurden. Dennoch ist es bemerkenswert, dass Terenz nicht etwa erklärte: »Ich bin ein Römer, daher ist mir nichts Römisches fremd.« Obwohl längst eine Binsenweisheit, kann man es nicht oft genug wiederholen: Die Vorstellung von verschiedenen menschlichen Rassen im heutigen Sinne stammt aus der europäischen Aufklärung, also dem 18. Jahrhundert. Ich habe schon in deutschen Gasthäusern und spanischen Tavernen gespeist, die älter sind als dieser unheilvolle Gedanke.

In seinem 1735 erschienenen Werk *Systema Naturae* teilte der schwedische Naturforscher Carl Linnaeus, der »Vater der modernen Taxonomie«, die Menschheit in vier hautfarblich bestimmte Linien ein: den *Europeus albus*, den *Americanus rubescens*, den *Asiaticus fuscus* und den *Africanus niger*. Der deutsche Naturforscher Johann Friedrich Blumenbach, der »Vater der Anthropologie« und Erfinder des so irrigen wie irreführenden Ausdrucks »kaukasisch«⁸, machte daraus später fünf Kategorien: »kaukasisch« (weiß), »mongolisch« (gelb), »malaiisch« (braun), »äthiopisch« (schwarz) und »amerikanisch« (rot), auch wenn man zu Blumenbachs Gunsten erwähnen muss, dass er eine Hierarchisierung dieser Kategorien ablehnte. Diese Einteilungen waren seit jeher recht willkürlich und unscharf und haben sich immer wieder geändert. Letztlich handelt es sich um die unzulänglichen Versuche von Wissenschaftlern, tatsächliche Unterschiede zu

8 Nell Irvin Painter weist in *The History of White People* darauf hin, dass der Ausdruck von einem weißen Schönheitsideal stammt, das durch Odaliskengemälde vermittelt wurde, auf denen hellhäutige Sklavinnen aus dem Kaukasus in türkischen Harems zu sehen sind. Somit wurzelt ein zentraler Begriff der Theorie von der Überlegenheit der Weißen paradoxerweise in Darstellungen weißer Knechtschaft und buchstäblicher Unterlegenheit.

beschreiben, die sie in ihrer Lebenswelt beobachteten. In Schweden und Deutschland blieb das ein weitgehend abstraktes Unterfangen. Erst das massenhafte Aufeinandertreffen dieser unterschiedlich aussehenden Völker in der Neuen Welt in Folge von Eroberung und Versklavung gab *race* und damit dem, was wir heute White Supremacy nennen, eine soziale und politische Bedeutung. (Was auch erklärt, warum viele Afrikaner, die in Afrika blieben, sich bis heute nicht als »schwarz« verstehen.)

In der Neuen Welt entstand *race* – und wichtiger noch: Rassismus – »aus einem fundamentalen Machtgefälle zwischen gesellschaftlichen Gruppen«, wie die Historikerin Jacqueline Jones in ihrem Buch *A Dreadful Deceit* schreibt. »Auf den Sklavenschiffen, die Männer, Frauen und Kinder aus ihren Heimatländern in die Neue Welt transportierten, wurden die europäischen Fänger weiß und ihre afrikanischen Gefangenen schwarz. Im Laufe der Zeit nahmen diese zwei Adjektive vielerlei Bedeutungen an, wobei ›weiß‹ einen ›Freien und Nachfahren von Freien‹ bezeichnete und ›schwarz‹ einen ›Versklavten oder Nachfahren von Sklaven‹.« Die soziale und politische – also nicht: wissenschaftliche – Relevanz dieses Dualismus zeigt sich am skurrilen Fall eines Kolonialgesetzes, das den rechtlichen Status von *mixed-race* Kindern zunächst durch den Status des Vaters bestimmt sah, bis es dahingehend geändert wurde, dass der Status der Mutter den Ausschlag gab.⁹ Bevor sich entsprechende

9 Das geschah, damit weiße Sklavenhalter weiterhin mit ihren schwarzen Sklavinnen schlafen konnten, ohne Angst, dadurch illegitime »*mixed-race*« Kinder mit Erbsprüchen zu zeugen. So wurde ein möglicher finanzieller Nachteil in einen finanziellen Vorteil umgewandelt, denn versklavte »schwarze« Nachkommen bedeuteten mehr Reichtum statt weniger.

Traditionen etablierten, waren diese Unterscheidungen also keineswegs in Stein gemeißelt.

Doch die Farbhierarchie, die aus diesem asymmetrischen Aufeinandertreffen über die Jahrhunderte entstanden ist, hat sich – und zwar selbst dort, wo es keine Sklaverei und legalisierte Unterdrückung gab – als widerstandsfähig und hochansteckend erwiesen, auch wenn sie nirgends einer so strengen Logik folgt wie in den USA. Das wurde mir eines sonnigen Herbsttages in Berlin in Erinnerung gerufen. Ich wohnte damals am Wannsee im Südwesten der Stadt. Auf der anderen Seite dieses friedlichen Sees steht eine Sommervilla im italienischen Stil, die einem jüdischen Unternehmer gehört hatte, bevor sie ihm von den Nazis gestohlen wurde. Deren Führung kam 1942 in dieser Villa zusammen, um bei einem anderthalbstündigen Mittagessen die Endlösung zu beschließen. Heute ist das Haus der Wannseekonferenz ein Museum, ein bedrückendes Zeugnis der entsetzlichen Gräueltaten, die aus dem Wunsch erwachsen können, Menschen nach Rassen zu sortieren. Die Wände dort sind voller Bilder, die einem das Blut in den Adern gefrieren lassen und dann zum Kochen bringen. Es sind körnige Fotos von Pogromen, Massakern und schmissiger Propaganda, wie sie die rechtspopulistische Alternative für Deutschland gerade wieder aufwärmt, wenn sie dazu auffordert, zum Wohle der Allgemeinheit »vollblütige« deutsche Babys zu gebären.

Ich besuchte das Museum mit meinem besten Freund, Marlows Patenonkel Josh, der von osteuropäischen Juden abstammt. Wir verweilten unterschiedlich lange in den einzelnen Räumen, bis ich irgendwann vor einer bebilderten Darstellung der Nürnberger Gesetze stand. Diese betrafen natürlich hauptsächlich die jüdische Abstammung, versuchten aber auch zu kodifizieren, wer als schwarz galt. Dass sich die Nazis dabei von den Gepflo-

genheiten weißer Südstaatler inspirieren ließen, ist bekannt und wurde hier sehr deutlich. (Die erste gesetzliche Regelung zu Mischehen in den USA wurde 1661 in Maryland getroffen. Sie verbot zwar keine Ehen zwischen Weißen und Schwarzen, erklärte aber weiße Frauen, die schwarze Männer heirateten, zu Sklavinnen.)

Ich sah mir die Tabellen mit den Mischverhältnissen genau an, die ominösen Kreise mit den Bezeichnungen *Deutschblütiger*, *Mischling* und *Jude*, deren abgestufte Schattierungen so etwas wie Genauigkeit vorgaukelten. Ich vertiefte mich eine Weile in diese wahnwitzige Logik, wobei mir ein Textauszug besonders ins Auge stach:

»Nach § 6 der Ersten Ausführungsverordnung zum Blutschutzgesetz soll eine Ehe nicht geschlossen werden, wenn aus ihr eine die Reinerhaltung des deutschen Blutes gefährdende Nachkommenschaft zu erwarten ist. Diese Vorschrift verhindert Eheschließungen zwischen Deutschblütigen und solchen Personen, die zwar keinen jüdischen Blutseinschlag aufweisen, aber sonst artfremden Blutes sind [...] Das Negerblut wirkt so stark, daß es häufig noch in der 7. oder 8. Generation äußerlich deutlich in Erscheinung tritt. Bei einem Einschlag von Negerblut ist daher im Einzelfall eine besonders scharfe Prüfung anzustellen und je nach deren Ausfall zu entscheiden, ob die Eheschließung zulässig ist oder nicht.«

Es war beklemmend, auf einmal den Blick der Nazis zu spüren, aus dem der Hass der Sklavenhalter in den Südstaaten sprach und der sich dadurch auf *mich* richtete. Wegen eben dieser Kategorisierungen, die das Dritte Reich so martialisch zu etablieren versuchte, ist das essentialistische Denken über Rassenidentität seit dem

Zweiten Weltkrieg in Hochschulen, Mainstreammedien und allen anständigen Diskursen auf der ganzen Welt zum Glück weitgehend diskreditiert. Um uns einen Reim auf die naturnotwendige Vielfalt der Menschen zu machen, verwenden wir heute lieber euphemistische Ausdrücke wie »Kultur«, »Ethnie«, »Nationalität«, »Herkunft« oder »Genpool«. Aber ist die Logik hinter dieser aufgeklärten Fassade aus Höflichkeit und Wissenschaftlichkeit wirklich so fortschrittlich? Die Logik, die durchschimmert, wenn wir in alte Redeweisen zurückfallen und uns selbst und andere unkritisch mit Abstraktionen wie »schwarz«, »weiß« oder »halbschwarz« beschreiben und – in welcher Absicht auch immer – auf »jüdisches« oder »indianisches« *Blut* gewisser Vorfahren verweisen.¹⁰ Oder haben ein paar ideologische Fragmente die Zeiten doch überdauert – Fragmente aus dem Denken der Nazis, der Plantagenbesitzer in den Südstaaten oder gar der Spanier, die die ersten *limpieza de sangre*-Gesetze erließen, um »Altchristen« von denen zu unterscheiden, die den Makel muslimischer oder jüdischer Vorfahren hatten?

Mit diesem Buch will ich dieses zählebige Denken anfechten, das so viel Leid gebracht, so viel menschliches Potential ausgegrenzt und vergeudet hat. Dazu wird es nötig sein, die Idee des Weißseins zu überwinden – jene verhängnisvolle Illusion, die allen Aspekten von *race* zugrunde liegt. Aber mir ist auch klar, dass die stolzen

10 Ein aktuelles Beispiel für das Fortleben solch problematischer Vorstellungen von der Macht des Blutes ist der Fall der US-Senatorin Elizabeth Warren, die per Gentest eine indianische Abstammung nachzuweisen suchte. Was gut gemeint und als antirassistische Positionierung gedacht war, erwies sich letztlich als Bestätigung essentialistischer Rassegrundsätze im Sinne der Nürnberger Gesetze. Warren musste sich denn auch Kritik von Angehörigen des Stamms der Cherokee und anderen gefallen lassen.

und robusten Identitäten, die sich als Reaktion auf die Konstruktion des Weißseins herausgebildet haben, in gewisser Hinsicht noch schwerer zu bekehren sind. Unlängst hielt ich zu diesem Thema einen Vortrag an einem recht abgelegenen College im Bundesstaat New York. Bei der anschließenden Fragerunde stand ein junger dunkelhäutiger Student, Kind jamaikanischer Einwanderer aus Queens, auf und sagte mir unverblümt, es komme ihm bedauerlich naiv und realitätsfremd vor, sich eine Welt ohne die Zwänge von *race* vorzustellen. Er sehe nun mal nicht uneindeutig aus und könne sich keine Welt denken, in der er nicht »schwarz. Basta« sei. Und das, obwohl er sich durch seine karibische Herkunft und als Kind ehrgeiziger Einwanderer auf bedeutsame Weise von den Nachfahren der Südstaaten-Sklaven unterscheide, deren Stammbaum in den USA weiter zurückreicht als jener der meisten anderen Gruppen. Das Thema sei durch, sagte er, vor allem deshalb, weil ihn die »Weißen« in dieser ländlichen Kleinstadt ausnahmslos als »Schwarzen« ansähen. »Das bin ich halt«, sagte er und verglich das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer farbkodierten *race*-Kategorie mit seiner Loyalität zu dem Arbeiterviertel in New York City, aus dem er stammte. Eine Loyalität, durch die er sich auf dem College-Campus wie ein Außenseiter fühle. Da *race* – vor allem in unserer Vorstellung, aber die ist entscheidend – so oft *klassiert* wird, konnte ich seine Haltung sofort nachempfinden. Mich plagten ähnliche Bedenken, als ich in seinem Alter war und mich erst an das Leben in einer reichen Universitätsstadt gewöhnen musste, die Lichtjahre entfernt schien von der Welt, in der ich aufgewachsen war. Ein Wechsel der sozialen Schicht kann sich ohne weiteres wie ein Wechsel der *race* anfühlen. Ich verstand den Standpunkt, den dieser Student mir gegenüber so vehement wie mutig vertrat, nur zu gut. Aber

dieser Standpunkt beruht auf mindestens zwei Annahmen, an denen ebenfalls erhebliche Zweifel angebracht sind. Die erste lautet, dass jemandes Selbstbild vom ignoranten Denken der Menschen bestimmt werden sollte, mit denen man zufällig zusammenlebt. Ich selbst wäre heute Araber, wenn ich zuließe, dass die Sehgewohnheiten und entsprechenden Vermutungen der französischen Gesellschaft meine Identität bestimmten.¹¹ Die zweite lautet, dass ein fehlerhaftes Paradigma, das unseren heutigen Alltag prägt, künftig nicht durch ein anderes ersetzt werden kann.

Ich bestreite nicht, dass »*colorism*« – definiert als »Vorurteile gegen oder Diskriminierung von Personen dunkler Hautfarbe, normalerweise unter Angehörigen ein und derselben Ethnie oder *race*«, meist aber einfach dahingehend verwendet, dass Menschen mit hellerer Haut es tendenziell leichter haben – existiert und mein Denken prägt. Es prägt mein Denken und macht meine Anstrengungen vielleicht umso weniger mutig, aber es bestimmt mein Denken nicht. Ich lehne nicht einfach nur mein Schwarzsein ab und lasse es damit gut sein. Vielmehr lehne ich die Legitimität des Konstrukts *race* als solches ab, in dem Schwarzsein ein Bezugspunkt ist. Auch der College-Student, mit dem ich mich unterhielt, kann und sollte *race* ablehnen, denn wer etwas für real hält, das nachweislich so fiktiv wie schädlich ist, macht einen Fehler. Menschen, die eindeutig und in erster Generation »*mixed*« sind, mögen dabei besonders schlagende Argumente haben, aber ich möchte auch vermeintliche »Wei-

11 Wobei ich einräumen muss, dass diese Vermutung ins Wanken gerät, sobald ich den Mund aufmache.

ße« und »Asians«¹² zur selben Sprachkritik ermutigen. Ich bin nicht so naiv zu denken, dass jeder oder jede den Willen aufbringen kann, ein neues Selbstbild zu entwickeln. Aber ich denke schon, dass unser rigider kollektiver Glaube an *race* umso mehr aufgeweicht wird, je mehr Menschen guten Willens – Weiße, Schwarze und alle dazwischen – es versuchen.

Denke ich an jenen College-Studenten, fällt mir ein anderer dunkelhäutiger Mann ein, den ich kennen und schätzen gelernt habe: Kmele Foster, ein in New York lebender Unternehmer und Intellektueller. Aus verschiedenen plausiblen Gründen lehnt er es ab, sich als Schwarzer zu begreifen. Sicher können »mixed-race« Menschen, hellhäutige Schwarze und andere, die nicht das ganze Ausmaß auf Hautfarbe basierender Vorurteile erleben, bei der Ablehnung von *race* vorangehen. Doch Foster, dessen Frau und Kind ebenfalls eindeutig dunkler Hautfarbe sind, zeigt vorbildhaft, dass wir alle eine Geisteshaltung entwickeln können, die immun ist gegen die Erwartungen anderer Menschen. Die übliche Reaktion darauf lautet: »Ja, schon klar, aber warte ab, bis du mal mit der Polizei zu tun hast, dann wirst du schon sehen, wie schwarz du bist.« Ich nehme den Schmerz und die historische Erfahrung, die diesem Einwand zugrunde liegen, ernst und bestreite nicht, dass unser gegenwärtiges

12 Zwar bildet der Dualismus »schwarz-weiß« den begrifflichen Rahmen von *race*. Doch auch scheinbar erläuternde Ausdrücke wie »Asian«, »person of color« oder sogar »Latino« halten genauerer Betrachtung nicht stand. Ein Diskussionspapier des US-Volkszählungsamts nennt es ein »Extrembeispiel für die historische Inkonsistenz bei der Klassifizierung in Bezug auf *race*, dass jemand, der seit 1980 als »Asian Indian« gilt, in früheren Volkszählungen auf drei verschiedene Weise hätte klassifiziert werden können: 1920 bis 1940 als »Hindu«, 1950 bis 1960 als »other race« und 1970 als »white«.

Strafjustizsystem stark tendenziös ist (am verheerendsten gegen die Armen). Doch dieser Einwand ist kein Argument. Sondern nur eine Warnung, ein Verweis auf etwas, das noch nicht passiert ist. Und eine solche kontrafaktische Behauptung lässt sich nicht widerlegen. Aber selbst wenn Kmele morgen Opfer von Racial Profiling oder polizeilicher Misshandlung würde, wäre das zwar schlimm, aber für ihn noch immer kein Grund, sein Selbstverständnis zu ändern, nur damit er den üblen Vorurteilen des Rassisten, der ihn auf dem Kieker hatte, besser entspricht. Das wäre ebenso unvernünftig wie wenn ich mir – angesichts all der Male, die ich in Flughäfen kontrolliert, festgehalten und befragt wurde – die falsche Vermutung zu eigen machte, ich stammte aus dem Nahen Osten.¹³

Die Wahrheit ist, dass unsere Denkweisen von Bedeutung sind. Unsere Sprache, die formelle wie die informelle, gestaltet unsere Wirklichkeit. Die Terminologie, die wir verwenden und zu verwenden akzeptieren, ist von Bedeutung. Das Bild, das wir uns von uns selbst machen und anderen von uns zu machen erlauben, ist von Bedeutung. Genau wie das Narrativ, das wir verwenden, um uns selbst und einander zu sagen, wer wir sind, woher wir kommen und wohin wir wollen. Wenn wir wirklich reparieren wollen, was in unserer Gesellschaft falsch läuft, braucht es nicht nur eine neue Politik und neue Verhaltensweisen, sondern nichts weniger Heldenhaftes als neue Denkweisen.

»Eine Gesellschaft repariert sich nicht im Ganzen«, schreibt der Kolumnist David Brooks, »sondern im Klei-

13 Was natürlich nicht heißt, dass solche Fälle von grundloser Diskriminierung gerechtfertigt wären, wenn ich tatsächlich aus dem Nahen Osten stammen würde.

nen, Stück für Stück. Das verdichtet sich und verändert allmählich unsere Normen, und Normen prägen das große Ganze.« Mein Wunsch ist es zu zeigen, wie sich die Vorstellung von *race* in meinem eigenen Leben aufgelöst hat, um so jener dringend nötigen Reparatur ein wenig Vorschub zu leisten. Im Kleinen, Stück für Stück. Vielleicht tragen Sie den Funken weiter, und so weiter. Ich schäme mich nicht zu wiederholen, was ich jenem College-Studenten auf seine Kritik erwiderte. Ich glaube nämlich, er hatte in mindestens einem wichtigen Punkt recht: Wollen wir die Tragödie des Rassismus wirklich beenden, wo es doch gar keine menschlichen Rassen gibt, braucht es vor allem ein gewisses Maß an Naivität. Wohin uns ein allzu selbstgewisser Intellektualismus führt, wissen wir ja schon.